

Malaika oder die Einsamkeit der Melanine

Unter dem großen Mangobaum zur Mittagsstunde, unter den vollen Früchten des Kontinents, wurde ich am Ufer der großen ostafrikanischen Seen geboren. In dem Land von Mutter Serengeti und dem hohen Dach Afrikas, dem Berg Kilimandscharo, der seine alte Nase wie ein Großvater durch die Wolkendecke streckt, taufte mich meine junge Mutter auf den Namen Malaika. Malaika, der gefallene Engel.

In einem Land südlich des Äquators, in dem die Sonne die Haut der neugeborenen Kinder in allen Nuancen von Mutter Erde färbt, wies meine Haut keine Melanine auf. Weißhäutig und weißhaarig, war ich eine Mutation im System, eine Laune der Natur, ein vom Dach der Welt heruntergefallener Engel, mit einer Haut in der Farbe der Schneeaugen des Berges.

Abgerutscht von den natürlichen Kreislaufbahnen der Alltäglichkeiten, wie einer der großen *dala dala*-Busse zur Regenzeit, und beschämt über den gestörten Zyklus von Fortpflanzung und Geburt, wollte mein Vater mich verstecken, so wie man dreckige Wäsche unter ein Bett schiebt, wenn ein Besucher nach Hause kommt.

Meine Mutter allerdings, die einst in der großen Stadt lebte, der Metropole aus Vielfältigkeiten, die sich laut, bunt und intensiv an den Wassern des Indiks räkelt wie eine Kurtisane, war zu stolz, um mich zu verbergen. In der Liebe zu meinem Vater, einem Landbesitzer am Victoriasee, war sie zurück in das Dorf am Ende der roten Straße gekehrt. Eine Woche nach meiner Geburt nahm sie einen weißen *kanga*, wickelte mich hinein und trug mich mit hoch erhobenem Haupte zur Kirche. Dort ließ sie mich segnen und im Namen des Herrn, bat sie, dass solange ich lebe, mir kein Unheil zustoßen möge.

Seit dem Tag, an dem ich des Denkens fähig war, wusste ich, dass ich anders war.

In der Primärschule kam es vor, dass andere Kinder auf mich zeigten. Manche erheitert, andere verängstigt, nannten sie mich einen Geist und nahmen mir meinen Hut weg, den ich stets in den heißesten Sonnenstunden des Tages tragen musste, damit mir der Sonnenstrahlen die blasse Haut nicht verbrannten, wie ein Kochfeuer die unaufmerksame Hand. Das einzige Farbige an meinem hellen Körper waren meine Augen. Hinter meinen Augäpfeln konnte man rot das Blut fließen sehen, das bewies, dass ich nicht unsterblich war, wie einst *Baba Moussa* aus dem Dorf behauptet hatte. Tagsüber taten mir oft meine Augen weh und manchmal schlug mich ein Lehrer auf die Finger, weil ich schlecht sah und des Lesens nur schwer mächtig wurde.

Dass meine Mutter mich niemals mir selbst überließ und stets über mich wachte, auf dem Markt, bei der Wäsche vor dem Haus oder beim Spiel mit meinen Geschwistern, deren Hautpigmente der Farbe von Mutter Erde entsprachen, dass auch sie mich dadurch anders behandelte, merkte ich früh. Wie eine starke Löwin, war sie gewillt, ihr Junges vor den Aasfressern zu beschützen.

Es war der Sommer der politischen Wahlen, als ich im Alter von 13 Jahren das erste Mal auf die Aasgeier der Gesellschaft traf. Ein neues Parlament sollte gewählt werden, der den Frieden unseres Landes, der so instabil auf diesem Kontinent geworden war, bewahren sollte. Stolz stand der goldene Mais auf den grünen Feldern und die Sonne als Zeugin begleitete mich von der Schule nach Hause, als ein junger Mann nach mir rief. Es kam selten vor, dass mich im Dorf jemand bei meinem Taufnamen nannte und so ging ich weiter, ohne auf ihn zu reagieren. Als er sodann vor mich trat, um mir den Weg abzuschneiden, wie ein Bauer dem Kalb, das er zum Schlachten ausgewählt hat, blieb ich abrupt stehen und blickte auf in sein dunkles Gesicht.

Er sprach zu mir, der *mpiga ramli*, der Seher des Dorfes, wünsche mich zu sehen. Oftmals hatte ich schon von dem Wunderheiler gehört, der stets im Verborgenen operierte. Nachbarn gingen manchmal zu ihm, wenn ihre Ernte schlecht ausfiel oder ein Familienmitglied unerwartet verstarb. Durch Ritual und Opferung erhoffte man sich von einem bösen Zauber zu befreien, sich mit den Ahnen zu versöhnen, und die für das Übel Verantwortlichen ausfindig zu machen. Einmal, als ich noch sehr jung war, hatte man eine alte Frau aufgefunden. Man hatte die Alte mit den vom Kochfeuer geröteten Augen der Hexerei bezichtigt und des Nachts in ihrem Haus gehäutigt und zerstümmelt. Meine Mutter hatte mich vor dem Anti-Hexer gewarnt. Sie hatte auf den Boden gespuckt und schüttelte den Kopf, wenn sie hörte, dass ein Nachbar eine Ziege geschlachtet hatte, um eine Krankheit zu heilen oder *Baba Moussa* ein Gebräu aus Antilopenhorn und alten deutschen Münzen trank, um sein Karriereglück zu fördern.

Der *mpiga ramli* lade mich ein, einem Ritual beizuwohnen, um den Bürgermeister des Dorfes bei der Wahl ins Parlament zu unterstützen, sprach der Mann weiter. Ich blickte auf seine Schuhe und dann auf die Machete an seinem Gürtel. Vor meinem inneren Auge sah ich meinen eigenen Körper zerhackt wie den der Alten, einem Ritual unterworfen und als Glücksbringer geopfert. Ich war verängstigt und stumm und als er nach mir griff, zuckte mein Körper wie eine der grünen Baumnattern, die sich manchmal vor mir im Geäst des nahen Wäldchens versteckten. Instinktiv rannte ich los. Gehetzt wie eine Gazelle vom Jäger, sprang

ich in das Maisfeld. Das Blätterdach verschluckte mich. Ich hörte, wie der Mann nach mir schrie. Er versprach mir Geld und Essen. Seine Machete schnitt in das Feld und köpfte den stolzen Mais. Ich blieb nicht stehen. Ich rannte, bis ich das Haus meiner Eltern und die schützenden Arme meiner Mutter erreichte.

Meine Mutter beschloss daraufhin, mich zur Tante in die schwitzende Stadt an den Westufern des Indiks zu schicken. In der Metropole, deren Häuser verspritzt in der Landschaft wie Spielzeug lagen, glaubte sie mich in Sicherheit zu wissen. Dort in dieser Stadt, deren Gebäude sich wie ein kollektives Tier in die Wälder der *Pugu*-Hügel vorfraßen, traf ich das erste Mal in meinem Leben auf andere gefallene Engel. In Dar-Es-Salaam, einer Stadt wie ein Kaleidoskop aus farbigen Eindrücken, wuchs ich zur Frau heran. Manchmal, wenn ich so durch die Stadt lief und anderen blasshäutigen Menschen auf der Straße begegnete, lächelten oder nickten wir uns zu wie Vertraute in der oberflächlichen Annahme wir hätten etwas gemeinsam. In der Großstadt trafen Vertreter aller Nationen und tansanischer Stämme aufeinander und man glaubte nicht mehr an Magie und Seher, an Geister oder Ahnen. Europäer, Inder und chinesische Investoren mischten sich unter die Einheimischen und die Menschenmenge verschluckte mich. Langsam lernte ich mich als Fragment dieses großen Mosaiks zu sehen. Mittlerweile wusste ich, was Albinismus war, warum meine Haut weiß und meine Augen rot waren. Ich wusste, dass mein Heimatland weltweit die höchste Rate an Menschen besaß, die wie ich ohne Melanine zur Welt gekommen waren. Ich begriff, dass man meinen Organen glückbringende Fähigkeiten zuschrieb. Es ängstigte mich, dass auf dem ganzen Kontinent immer wieder Menschen mit Albinismus in ländlichen Regionen umgebracht und verstümmelt wurden und in meinen Träumen verfolgte mich die Wahnvorstellung, dass Menschen auf dem Schwarzmarkt für meine Leiche 75.000 Dollar bezahlen würden. Was ich nicht verstand, was unbegreiflich für mich war, war, warum ausgerechnet ich, ich diejenige sein musste, die ohne Farbpigmente geboren worden war.

Meine Tante Amina hatte zu dieser Zeit einen großen Spiegel in ihrem Schlafzimmer stehen. Wenn sich die Morgensonne durch die offenen Fenster darin fing, entledigte ich mich oft meiner Kleidung, um mich selbst zu betrachten. Ich legte meine Haut frei wie ein Goldgräber das Gestein oder eine *dada* die Gänsehaut des Tiers, dem sie die Federn ausrupft. Viele Stunden verbrachte ich vor diesem Spiegel. Ich war Afrikanerin, in meinen Adern floss tansanisches Blut, meine Heimat waren die großen Seen, und doch war ich gefangen in der blassen Haut eines gefallenen Engels und der Ignoranz vieler Menschen. Immer noch fiel ich

auf, wenn ich ziellos durch die Straßen lief und selbst die *wazungu*, die weißen Europäer, blickten mir nach wie einem exotischen Tier. Der Spiegel von Tante Amina half mir dabei, mich als Individuum kennenzulernen. Indem ich meinen Körper studierte und untersuchte, lernte ich mein Erbe ganz langsam zu akzeptieren.

Ich begann, mir Frisuren aus buntem Kunsthaar flechten zu lassen. Ich kleidete mich in grüne und blaue Stoffe und lief stolz, wie einst meine Mutter zur Kirche, durch die Straßen der Stadt. Wenn Menschen mir nachsahen oder Kinder nach mir riefen, war ich unnahbar. Mein Körper war mein Tempel, meine Haut mein schützendes Schild. Eine emotionale Teilnahmslosigkeit umgab mich wie unsichtbare Flügel. Weil ich auch als junge Frau nur schwer lesen konnte, hatte ich Mühe eine Arbeit zu finden. Ich posierte für aufsteigende junge Fotografen, und war Muse von Designern ohne Namen, die danach strebten, eine der wackeligen Sprossen der Karriereleiter zu ergreifen, um sich in der jungen aufsteigenden tansanischen Wirtschaft zu etablieren. Das erste Mal in meinem Leben sagte mir jemand, ich sei schön.

Manchmal kam es vor, dass ich mir eine Sonnenbrille aufsetzte und durch das große Marktviertel *Kariakoo* lief. Das chaotische Herzen der Stadt pulsierte zwischen den Hochhausministerien mit ihren Glashäuten, den schwitzenden Nachtclubs, und den Kirchen, Moscheen und indischen Tempeln, die mit offenen Armen die Gläubigen von der Straße in ihre Gotteshäuser lotsten. Das alles gefiel mir. Das Rufen der Händler und Schlachter, das Hupen der Busse und *Bajajis*, die sich durch den feierabendlichen Verkehr drängelten. Illuminationen von Lichtreflexen, Farben und Geräusche, momentane Sinneseindrücke, die alle in Bewegung waren. Manchmal blieb ich stehen, grenzte mich selbst aus, in dieser Stadt aus sechs Millionen Einwohnern. Ich beobachtete die Menschen, die alle ihren alltäglichen Zielen und Wunschvorstellungen hinterhereilten. Mir fiel auf, dass jeder Mensch besondere Merkmale hatte. Manche waren dünn, alt oder groß, andere waren reich, verletzt oder lahm. Was ich wollte, war dazuzugehören, Zutat in diesem Potpourri der Ethnien zu sein. Meine emotionale Teilnahmslosigkeit schmolz und wie ich so stand und sich alles um mich herumbewegte, dem Lauf der Zeit unterworfen, spürte ich schmerzlich, wie einsam ich doch war. Der Pflanzentrieb in meinem Inneren war zerbrechlich, wie eine Blume, die sich dem Tageslicht der Sonne entgegenstreckte und gewillt war zu erblühen. Der Asphalt und Teer der Großstadt, der die Menschlichkeit überzog wie ein Vakuum, erstickte die Blumen in den Herzen der Stadtkinder. Auf den großen öffentlichen Plätzen, den Märkten oder an den

Bushaltestellen, wenn jeder in Bewegung war, in seinem Handy versunken, wenn keiner sprach und nur wenige lächelten, fühlte ich mich anonym, abgekoppelt und zurückgelassen. In einer Gesellschaft, in der nach wie vor physische Unterschiede nicht als besonders, sondern als fremd angesehen wurden, fühlte ich mich immer noch wie ein Kind.

Als die nächste Regenzeit wie eine gute Wäscherin die trockenen Straßen Dar-Es-Salaams reinwusch, entfloh ich der Stadt am Indik, die bald zu den größten der Welt gehören soll. Still und heimlich ließ ich das Häuserkollektiv zurück, das im Lichtermeer der nächtlichen Stadt zu einem großen Säugetier mit tausenden Augen zusammenschmolz. Ich kehrte zurück nach Hause an die nassen Ufer des Victoriasees. Auf der Insel Ukerewe habe ich mein neues Heim gefunden. Die Insel, in der Mitte des Sees, ist Zufluchtsort für uns Menschen mit Albinismus, Heimat, für uns gefallene Engel geworden. Die Verbrechensrate gegenüber Menschen ohne Melanine ist gering, weil ein Gewalttäter die Insel nicht einfach verlassen kann. Im Kreis einer Gemeinschaft, in meinem sicheren Hafen der Insel, kann die Blume in meinem Herzen endlich erblühen. Die bunte Pflanze in meinem Inneren wird austreiben, sprießen und zu seiner vollen Größe heranwachsen können.

Neben der Hexenverfolgung werden in Ostafrika auch nicht oder wenig pigmentierte Männer, Frauen und Kinder häufig diskriminiert und vor allem in den ländlichen Regionen umgebracht oder schwer misshandelt. Die tansanischen Ritualmorde und der Organhandel mit Körperteilen von Menschen mit Albinismus sorgten in den vergangenen Jahren immer wieder für weltweite Schlagzeilen. Hexenmeister denken, dass die vom Aussehen her anders erscheinenden Menschen, übernatürliche Kräfte besitzen. Sie schreiben ihren Organen psychische Fähigkeiten zu und behaupten, dass dem, der über sie verfüge, Glück und Wohlstand zugutekomme. Vor allem unter den Fischern und Minenarbeitern der Regionen am Victoriasee gelten die Körperteile der weißhäutigen Afrikaner als Glücksbringer: Der Fuß eines Menschen mit Albinismus soll etwa, ähnlich einer Wünschelrute, dabei helfen, auf Goldadern zu stoßen. Ein Pulver, das Fischer aus Albinohaar anfertigen und ins Wasser streuen, soll für einen reichen Fischfang sorgen. Für die Leiche eines Albinos werden auf dem Schwarzmarkt offenbar bis zu 75 000 US-Dollar bezahlt, was in dem ostafrikanischen Staat einem Vermögen gleichkommt. In Tansania leben aus nicht bekannten Gründen verhältnismäßig viele Menschen mit Albinismus: Während in Europa nur einer unter 20 000 Menschen ohne Pigmente auf die Welt kommt, sind es in der ehemaligen deutschen Kolonie einer von 3000.

In Tansania wurden in den vergangenen fünf Jahren mindestens 70 Menschen mit Albinismus umgebracht, deren Körperteile zur Hexerei verwendet wurden: Vielen weiteren Opfern wurden bei lebendigem Leib Gliedmaßen abgeschlagen.

Die Regierung hat sich Ende 2015 zu einem drastischen Schritt entschlossen, um die durch Tod und Verstümmelungen bedrohten Menschen zu schützen. Sie verhängte ein Verbot über einen der ältesten Berufszweige des Landes: Die sogenannten *witch doctors*, oder Hexen-Doktoren, sollen ab sofort nicht mehr praktizieren dürfen.

Gleichzeitig mit dem Berufsverbot für die auf Kiswahili *wapiga ramli* genannten „Seher“ wurde eine Task-Force eingesetzt, die den meist im Verborgenen operierenden Hexen-Doktoren auf die Schliche kommen soll. Die Regierung will außerdem eine Aufklärungskampagne starten, um den für viele pigmentlose Tansanier tödlichen Aberglauben zu stoppen.

Die meisten Menschen, die ohne das Farbpigment Melanin geboren wurden, ziehen es vor nicht als *Albinos*, sondern mit der neutraleren Bezeichnung *Menschen mit Albinismus* angesprochen zu werden.